

Familientreffen vor Publikum

Nach der Schlacht / war'n die grünen Wiesen rot
Nach der Schlacht / war'n viel Kameraden tot
Und man stellt sich / auf das verbliebne Bein
Und man meint, das müsse / der Sieg schon sein

(Aus einem Lied der Leipziger Rockgruppe Renft;
Text: Kurt Demmler)

„Das Problem war, daß ihr links und rechts rausgeschmissen habt“, schimpft Bettina Wegner. Oktober 1993: Im Berliner Kulturhaus Mitte streitet die Liedermacherin einen ganzen Tag lang mit ehemaligen Kollegen aus der FDJ-Singebewegung. Um deren Opportunismus geht es; „Aufarbeitung“ steht in Wegners Kalender. Die Gäste des Vereins „Lied und soziale Bewegung“ absolvieren eine Art Familientreffen vor Publikum: Es ist das erste Mal, daß sich Protagonisten der Singebewegung öffentlich auseinandersetzen. „Solange wir noch halbwegs im Besitz unseres Erinnerungsvermögens sind, stehn wir in der Pflicht“, hieß es in der Einladung, und die Diskutanten mühen sich treulich ab. Sofern sie nicht gerade im Selbstmitleid versinken wie etwa der Texter Klaus-Peter Schwarz: Er könne „die Frage nach Opportunismus, Kritik und Opposition, Anpassung, Widerspruch und Widerstand“ nur mit „der Diskussion um die angemessenste Kriegslist für heute und morgen“ beantworten, sagt er.

Rückblende: Die Geschichte beginnt, als in den sechziger Jahren die Beatlemania in die DDR schwappte. Wie in Westeuropa entstanden auch hier freie Beat- und Gitarrengruppen. Als deren bravere Variante kamen Lyrik- und Liederzirkel in Mode: die Singebewegung. Perry Friedman, Folksänger aus Kanada und seit 1959 in der DDR, fungierte als eine der Leitfiguren der Dichter- und Sänger-Welle. Er war es auch, der in der DDR eine zweihundertjährige nordamerikanische Tradition verbreitete: das Hootenanny, eine Art Liedparty.

Friedman sitzt wie Bettina Wegner auf dem Podium im Kulturhaus Mitte und erinnert sich mit Wonne an seine ersten Jahre in der DDR. „Das war unglaublich, das war sowas Tolles. Hunderte und Tausende Leute sind zu Veranstaltungen gegangen, wo Lyrik gelesen wurde, wo Leute wie Biermann oder auch ich gesungen haben.“

Im Gegensatz zu Friedman hatte Biermann aber bekanntlich von 1965 an Auftrittsverbot, als im Zuge des Kulturplenums der SED die gesamte DDR-Kultur auf „feindlich-negative Einflüsse“ durchforstet und auch die Subkultur kräftig zurechtgestutzt wurde. So etwa verbot die Staatsmacht im Oktober 1965 sämtliche Leipziger Gitarrengruppen. Hootenanny- und Lyrikbewegung dagegen wurden vom neuen Reglement erst einmal nicht behelligt. Im Gegenteil: 1966 veröffentlichte Perry Friedman kurz hintereinander zwei Solo-Alben; eine dritte Singebewegungs-LP aus dem gleichen Jahr entstand sogar unter der Schirmherrschaft vom Zentralrat der FDJ.

Die Singebewegung etablierte sich einigermaßen staatsnah; fest verbunden mit staatlichen Institutionen war sie

aber keineswegs. Das änderte sich im Frühjahr 1967. Sänger vom Berliner Hootenanny-Klub wurden gebraucht, um für ein verbotenes Konzert von Biermann-Freunden einzuspringen. Allerdings nicht mehr als Hootenanny-Klub, sondern unter deutschem Namen. „Oktoberklub“ lautete der Vorschlag der FDJ-Bezirksleitung. Die Klubmitglieder stimmten zu und wehrten sich auch dann nicht gegen die Vorschriften, als sie sich neben dem Erich-Weinert-Ensemble der NVA in einer Propagandaveranstaltung wiederfanden.

Wie Niethosen, lange Haare und die bunten Plastikwerbetüten aus dem Westen galt alles, was englisch war, seit den späten 60er Jahren als unschicklich. Im Fall des Oktoberklubs verschwand nicht nur der verpönte Name, sondern auch der Mann, der das Hootenanny eingeführt hatte. Perry Friedman dazu 1993: „Anstatt mir zu sagen:



Die erste LP des Oktoberklubs, 1968 bei Amiga erschienen

Wir danken dir, du hast eine gute Arbeit gemacht - da hieß der Klub mit einem Mal Oktoberklub, ohne daß ich etwas davon wußte.“ Proteste der Klubmitglieder? Kaum. Die kamen höchstens von außerhalb: „Alle greifen jetzt zur Kelle / haun den bösen Folksong tot / und verfertigen auf der Stelle / echten deutschen Hühnerkot“, heißt es in einem 1968 entstandenen Lied von Bettina Wegner, das „Für ehemalige Kollegen“ überschrieben ist. Wegner hatte den Oktoberklub verlassen, weil sie sich Bevormundung nicht gefallen lassen wollte.

In offiziellen Darstellungen über den Oktoberklub, der seit 1967 zum Vorzeigen bestens geeignet war, werden diese Brüche (natürlich) totgeschwiegen. Ein Film von 1968 porträtiert die Gruppe als heile Gemeinschaft, die großzügig gefördert wird. Dem Klub standen Technik und Geld zur Verfügung, außerdem Räume für Konzerte, in denen es unter anderem eine der ersten öffentlichen Diskotheken der DDR gab.

Es verwundert nicht, daß die FDJ sich an die Spitze einer Bewegung setzte und sie dann auch kontrollierte. Heute weiß jedoch niemand genau, wer dafür im Fall Singebewegung sorgte; aus den Archiven der Ex-DDR sind bislang nur wenige Dokumente dazu ausgegraben worden. Folglich tragen die ehemaligen Mitglieder über den Einfluß der FDJ nur ihre Meinungen zusammen - die Frage nach dem mittelbaren Einfluß der SED bleibt ganz im Dunklen: "Diese Huddelien, die die oben hatten, kamen ja nie bis zu uns runter", sagt Bettina Wegner.

Regina Scheer, Historikerin und früher Texterin im Oktoberklub, interessiert sich einstweilen für "unser moralisches Verhalten". Mit fünfzehn saß sie das erste Mal in einen Lyrikklub, und war über dreißig, als sie sich Anfang der achtziger Jahre aus der Singebewegung zurückzog. Scheer ist es, die während der Diskussion im Kulturhaus Mitte zwei Bereiche konsequent trennt, die ziemlich oft vermischt werden, wenn von DDR-Vergan-

genheit die Rede ist: Rechtfertigung und Erinnern. "Ich will mir trotz dieser ganzen schönen Entwicklung nicht wegnehmen lassen, daß da was ganz Großes und für mich auch ganz Ehrliches war" - Regina Scheer verteidigt sich, fragt aber ebenso hartnäckig nach ihrem Versagen: "Wie ist das gekommen, woher kam unsere Bereitschaft zum Mißbrauch?" Ein Stück der Antwort liefert sie gleich mit und bedient sich dazu einer einfachen Methode: Sie erzählt von ekligen Einzelheiten, in denen das "moralische Verhalten" bloßliegt: Ein ehemaliger Mitstreiter aus der Lyrikbewegung, der 1968 gegen den Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in Prag protestiert hatte, sollte in der Oktoberklub-Diskotheek möglichst nicht auftauchen. Offiziell angeordnet hatte das niemand; soviel verstand sich für die Sänger von selbst. "Ich hab aus dieser ganzen Geschichte gelernt, daß man sich die Verantwortung, die man selber hat, nicht abnehmen lassen kann", findet Regina Scheer.

Frank Pohl

Rückblick ohne Nostalgie

Im Umgang mit DDR-Geschichte sind grobe politische Raster en vogue, ob sie nun "Weggehen war Widerstand, Hierbleiben Anpassung" heißen oder als Klassifizierung von "System-" und "Detailkritikern" daherkommen. Der dreitägigen Werkstatt "Kunst Macht Politik!?" [im Dezember 1993] der Brandenburgischen Landeszentrale für Politische Bildung im Potsdamer Lindenpark lag solches Schubladendenken fern. Hier sollte eine konkrete Kunstproduktion rekonstruiert werden, das Musikspektakel "Hammer=Rehwü" aus dem Jahre 1982, das gewiß keine "Staatskunst" gewesen war, aber auch nicht Agitprop mit umgekehrtem Vorzeichen, sondern in clownesker Form die Widersprüche der Zeit auf den Punkt zu bringen versucht hatte. Die umjubelte Aufführung von damals war zu einer Legende geworden, so daß die Künstler manchmal selbst nicht mehr genau wußten, was sie eigentlich erlebt hatten, was Wirklichkeit und was Fiktion war. Für die Wiederaufführung wurden nicht nur Textbuch, Noten und Kostüme, sondern auch die Zeitumstände rekonstruiert. Eine Dokumentation mit Liedtexten, (nicht gedrucktem) Programmheft von damals, Erinnerungen der Künstler, Pressezitate und so weiter entstand.

1981 hatten das Liedtheater Karls Enkel, die Folk-Gruppe Wacholder und das Duo Beckert/Schulz beschlossen, mit einem gemeinsamen Programm auf Tournee zu gehen. Die Zulassungen als freischaffende Künstler und der künstlerische Ruf der Beteiligten gewährten dafür einen gewissen Freiraum. Das Unternehmen sollte sich durch die Tournee selbst finanzieren (was damals möglich war) und brauchte

keine staatlichen Zuschüsse und Genehmigungen. In kurzer Zeit und in einer sehr kreativen Atmosphäre entstand die Inszenierung. Von August '82 bis Juni '83 wurde sie zirka 50mal aufgeführt, in Studentenklubs, Mensen, Kulturhäusern und auch beim Festival des Politischen Liedes (allerdings im nichtöffentlichen Programm) und bei der Leistungsschau der DDR-Unterhaltungskunst. Die "Hammer=Rehwü" war nicht das, was in der offiziellen Kulturpolitik gewünscht und zum Beispiel auf der FDJ-Kulturkonferenz 1982 gefordert wurde, aber sie balancierte auf dem schmalen Grat des gerade noch Erlaubten und wurde von vielen Kulturarbeitern, Wissenschaftlern und Journalisten nach Kräften gefördert. Es gab euphorische Kritiken in den Zeitschriften "Temperamente", "Unterhaltungskunst" und "Weltbühne", im Fernsehen jedoch gar nichts und im Rundfunk nur kurze Berichte.

"Neues Deutschland" veröffentlichte weder eine Rezension zur "Hammer=Rehwü" noch wurde sie erwähnt. Die Tatsache jedoch, daß Ausschnitte aus der Inszenierung am Stand des "Sonntag" beim Solidaritätsbasar der Journalisten aufgeführt worden waren, fand ihren Niederschlag in der lächerlichen Klischeeformulierung, die Gruppe Karls Enkel habe mitreißende Lieder gesungen. Dies nun nutzten die Künstler und einige Kulturfunktionäre in der Provinz

listig aus, um zu behaupten, das Programm sei offiziell zugelassen worden. In Cottbus verhängten dogmatische Kulturfunktionäre dennoch wegen "staatsfeindlicher Äußerungen und Herabwürdigungen des Sozialismus und seiner Repräsentan-



Plakat des Programms "Hammer=Rehwü" 1982